

# Die Gesellschaft auf der Couch

## Psychoanalyse als sozialwissenschaftliche Methode

Herausgegeben vom  
Psychoanalytischen Seminar Zürich

30 A  
3131

Es gehört zum Erbe Freuds, daß die Psychoanalyse nicht allein unter dem Gesichtspunkt einer therapeutischen Technik zu klinischen Zwecken betrachtet werden kann. Folglich deckt sich auch der mögliche Bereich einer psychoanalytischen Empirie keineswegs mit dem klassischen Setting. Damit ist unterstellt, daß diese Methode, zunächst ein Verfahren der Deutung von unbewußten Anteilen des Erlebens, Verhaltens und Handelns eines Menschen, ein Modell und Forschungsparadigma bildet, das auf sozialwissenschaftliche Untersuchungsfelder und Problemstellungen übertragen werden kann. Es gibt im deutschsprachigen Raum eine Reihe von Forschungsunternehmen und Forschungsinstitutionen, die mit dem Paradigma der psychoanalytischen Methode gezielten Fragestellungen mit sozialwissenschaftlicher Relevanz nachgehen. Die hier versammelten Beiträge eines Vortragszyklus im Psychoanalytischen Seminar Zürich zielen darauf, diese Projekte vorzustellen und die unumgänglichen Probleme theoretischer und methodologischer Natur zur Diskussion zu stellen.

20  
athenaüm

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.  
Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.  
Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



5. Paul Parin, Goldy Parin-Matthey, a. a. O., S. 93
6. Thomas Leithäuser, Klaus Schütt, Homo faber als Patient?, in: Thomas Leithäuser u. a., Lust und Unbehagen an der Technik, Frankfurt 1989
7. Sigmund Freud, Über »wilde« Psychoanalyse, Studienausgabe, Ergänzungsband, Schriften zur Behandlungstechnik, S. 137
8. Sigmund Freud, Über »wilde« Psychoanalyse, a. a. O., S. 139
9. Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, Hamburg 1956, S. 669/670
10. Theodor W. Adorno, Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie, Wintersemester 1957/58, Junius-Drucke, Frankfurt, S. 55
11. Thomas Leithäuser, Birgit Volmerg, Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen 1988, S. 104 ff.
12. Birgit Volmerg, Eva Senghaas-Knobloch, Thomas Leithäuser, Betriebliche Lebenswelt, Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse, Opladen 1986
13. Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt 1960
14. Alfred Lorenzer, Sprachzerstörung und Rekonstruktion, Frankfurt 1973
15. Birgit Volmerg, Thomas Leithäuser, Ute Volmerg, Politisches Bewußtsein als Untersuchungsfeld interpretativer Sozialforschung, Politische Vierteljahresschrift (PVS), 22. Jg. 1981, Sonderheft 12, S. 437 ff.
16. Hannah Arendt, Vita activa oder vom tätigen Leben, München 1981, S. 297 ff.
17. Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, München 1956, S. 16 ff.
18. Max Frisch, Homo Faber, Ein Bericht, Frankfurt 1957, S. 75 ff.

## Wolfgang Bonß

### Zwischen Methodologie und Gesellschaftstheorie – Interpretationen von Fromm bis Habermas.

Das Stichwort »Psychoanalyse als Sozialwissenschaft«, das einem breiteren Publikum seit dem gleichnamigen Sammelband von Alfred Lorenzer et al. (1973) vertraut ist, verweist auf einen Diskussionszusammenhang, der Unterschiedliches umgreift. Auf der einen Seite fällt hierunter eine professionsinterne Selbstverständigungsdebatte, die darum kreist, inwiefern die von Freud selbst im Kontext der Naturwissenschaften begriffene Psychoanalyse ein sozialwissenschaftliches Selbstverständnis entwickeln müsse. Je nachdem, welche Antworten hierauf gegeben werden, zeigen sich Unterschiede sowohl im Verständnis von psychischen Störungen als auch in therapeutischer Hinsicht. »Psychoanalyse als Sozialwissenschaft« kann aber auch unabhängig von der diagnostischen und therapeutischen Praxis verstanden werden. Unter dieser Perspektive geht es um den Beitrag Freuds zur Entwicklung der Sozialwissenschaften selbst bzw. genauer: um die theoretische und methodische Bedeutung seiner Konzeptionen für das Verständnis sozialer Zusammenhänge.

Für praktizierende Analytikerinnen und Analytiker ist der zweite Problemkreis in der Regel nachrangig. Wenn überhaupt, stellt sich die Frage nach der sozialwissenschaftlichen Relevanz der Psychoanalyse hier in der folgenden Form: Was zeichnet den psychoanalytischen Blick auf die Gesellschaft aus, ist es überhaupt möglich, ihn aus dem Kontext des therapeutischen Setting zu lösen, und inwiefern verändert sich hierdurch die Psychoanalyse selbst? Für Sozialwissenschaftler hingegen ist nicht die Überschreitung der disziplinären Grenzen der Psychoanalyse das Problem, sondern die Möglichkeit ihrer Integration in den sozialwissenschaftlichen bzw. soziologischen Diskurs im engeren Sinne.



Daß die Integrationsmöglichkeit keineswegs negativ gesehen wird, zeigen die Kommentare einflußreicher soziologischer Autoren. Exemplarisch sei nur auf Talcott Parsons und Edward Shils hingewiesen: in ihrem Buch »Toward A General Theory of Action« nennen sie Freud in einem Atemzug mit Durkheim und Weber und bezeichnen ihn als einen der »great founders of the modern social theory« (Parsons/Shils 1951). Ähnlich äußert sich C. Wright Mills. Zwar steht Mills für eine ganz andere Tradition soziologischen Denkens, aber er trifft sich mit Parsons, wenn er davon spricht, daß durch Freud »das Problem der Natur der menschlichen Natur in aller Breite aufgeworfen worden« sei. (Mills 1959, 206).

Explizit desinteressiert oder ablehnend gegenüber psychoanalytischen Interpretationsmustern verhalten sich letztlich nur zwei Fraktionen: zum einen die behaviouristisch-verhaltenswissenschaftlichen Ansätze, wie sie etwa durch Homans (1961) oder Opp (1970) repräsentiert werden, und zum anderen die Verfechter einer utilitaristisch akzentuierten Gesellschaftsanalyse, als deren avancierteste Vertreter die sogenannten »Rational-Choice«-Theoretiker gelten können (vgl. Wiesenthal 1987). Jenseits dieser beiden Gruppen jedoch scheint die Psychoanalyse schon fast ein fester Bezugspunkt der Sozialwissenschaften zu sein — eine Feststellung, die freilich selbst zu relativieren ist. Denn nicht selten bleibt der Rekurs auf Freud als Klassiker moderner Sozialtheorie nur ein Zitat. Er wird genannt, ohne nach dem epistemologischen Status der Psychoanalyse für die Sozialwissenschaften zu fragen, und erst recht bleibt offen, wo und wie die Psychoanalyse auf die Praxis soziologischer Untersuchungen Einfluß gewinnen kann.

Daß hier recht unterschiedliche Lesarten möglich sind, möchte ich im folgenden an einem spezifischen Beispiel zeigen, nämlich anhand der Interpretationen zur Psychoanalyse, wie sie innerhalb der »Frankfurter Schule« formuliert worden sind. Hierbei werden im wesentlichen drei Konzepte zur Sprache kommen: die analytische Sozialpsychologie von *Erich Fromm*, die Konzeption von *Theodor W. Adorno* und schließlich die Anmerkungen von *Jürgen Habermas*, die als aktuell einflußreichstes, wenngleich forschungspraktisch

**kaum umgesetztes Plädoyer für eine sozialwissenschaftliche Wendung psychoanalytischer Argumentationsfiguren gelten können.** Zwar unterscheiden sich die genannten Ansätze nicht unerheblich, aber gerade diese Differenzen sind lehrreich. Dies um so mehr, als die Argumentationen auf einen in der Intention einheitlichen Zusammenhang bezogen sind, dessen Ausfüllung keineswegs zufällig variiert. Die unterschiedlichen Thesen, wie sie von Fromm bis Habermas entwickelt worden sind, sind vielmehr als Ausdruck einer unabgeschlossenen Lerngeschichte zum Verhältnis von Psychoanalyse und Sozialwissenschaften zu begreifen, deren verschiedene Facetten dazu beitragen können, sich mehr Klarheit über die Möglichkeiten einer theoretischen und methodischen Integration zu verschaffen.

## 1. Die Anfänge der analytischen Sozialpsychologie

Den Ausgangspunkt der Psychoanalyse bilden bekanntlich keine sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, sondern Probleme der Behandlung psychischer Störungen insbesondere aus dem neurotischen Formenkreis. Wie Freuds eigene Entwicklung zeigt, hat dies nicht unbedingt etwas damit zu tun, wie Gesellschaft und soziales Handeln zu begreifen sind — Freud selber fand sich jedenfalls nur zögernd zu gesellschaftstheoretischen »Verlängerungen« seiner Konzeptionen bereit. »Totem und Tabu« beispielsweise entstand 1913, »Massenpsychologie und Ich-Analyse« 1920 und »Das Unbehagen in der Kultur« noch einmal zehn Jahre später. Diese Arbeiten, die in den USA übrigens weit früher auf Resonanz stießen als in Europa, wurden von den etablierten Sozialwissenschaften zunächst kaum zur Kenntnis genommen. Eine Ausnahme bildete allein die marxistische Diskussion, die sich der Psychoanalyse seit den zwanziger Jahren zumindest von den Rändern her öffnete. Die Gründe hierfür macht ein Bonmot von Paul F. Lazarsfeld deutlich, der die Stimmung der linken Intellektuellen nach 1918 mit folgendem Satz zu charakterisieren versuchte:

»Eine beginnende Revolution muß die wirtschaftlichen Verhältnisse auf ihrer Seite haben (Marx); eine siegreiche Revolution braucht vor allem Ingenieure (Sowjetunion); eine erfolgreiche Revolution bedarf der Psychologie« (Lazarsfeld 1968, 149).

Diese Worte kennzeichnen in salopper Form das »Einfallstor« der Psychoanalyse in die Sozialwissenschaften, und zwar insbesondere in die »linken«, d. h. marxistischen Varianten. Am Anfang der Rezeption stand hier letztlich ein irritiertes Kopfschütteln, nämlich das Erstaunen darüber, daß sich die Menschen nicht so verhielten, wie es nach der Marxschen Theorie und nach den gängigen Vorstellungen rationalen bzw. »vernünftigen« Handelns zu erwarten gewesen wäre: Statt der »objektiv notwendigen« Revolution hatten sie einen pragmatischen Frieden gewählt — eine Entwicklung, die weder als Ausdruck bewußten politischen Handelns noch unbedingt als rein ökonomisch erklärbare Niederlage im Klassenkampf begriffen werden konnte. Daß die sozialistische Agitation die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt hatte, ließ sich kaum bestreiten; unklar blieb freilich, warum dies so war, und bezogen auf die »Grundgewißheiten« marxistischer Gesellschaftsanalysen ergab sich dementsprechend in zweierlei Hinsicht ein theoretischer Klärungsbedarf:

- Auf der einen Seite zwang die Erfahrung der »verlorenen Revolution« zu einer tiefergehenden Beschäftigung mit dem Verhältnis von *Basis und Überbau* innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung. »Erfolgreich« war die Revolution ausgerechnet in Rußland gewesen, nicht hingegen in jenen Ländern, deren ökonomische Entwicklungsdynamik in hohem Maße durch den von Marx konstatierten Widerspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen gekennzeichnet war. Die ökonomische Analyse der »Basis«, so die naheliegende Schlußfolgerung, war somit durch sozialpsychologische Analysen des gesellschaftlichen »Überbaus« zu ergänzen, um so zu einem erweiterten und zugleich »verfeinerten« Marxismus zu gelangen — ein Anspruch, der quer durch

alle Parteien vertreten wurde, aber sehr schnell auf Kritik stieß, sobald hiermit eine pointierte Ökonomismus- und Objektivismuskritik verbunden war.

- Der zweite, hiermit keineswegs identische Themenkomplex betraf die Stichworte *Unbewußtes und Bewußtsein*. Die Menschen handelten offensichtlich nicht so »rational«, wie es die Theorie von ihnen erwartete. Und sie handelten auch nicht immer »bewußt«, d. h. vor dem Hintergrund klarer Handlungsbegründungen, sondern waren durch unbewußte Momente bestimmt. Dieses Unbewußte in seinen regressiven, aber auch antizipatorischen Momenten theoretisch zu bestimmen, schien um so dringlicher, als es in der zeitgenössischen Lebensphilosophie als Irrationales gegen die Universalisierung der kapitalistischen Zweckrationalität ausgespielt und zu einer »höheren Macht« erhoben wurde — eine These, auf die der Marxismus zumindest solange keine Antwort geben konnte, wie er die einfache Gleichsetzung von »Unbewußtem« und »Irrationalem« unter umgekehrten Vorzeichen selbst betrieb und das Unbewußte als Irrationales abwertete bzw. verdrängte, ohne jemals nach der hiermit gesetzten Begrenztheit seines eigenen Rationalitäts- und Bewußtseinskonzepts zu fragen.

Daß man sich bei der Diskussion dieser Fragen gerade auf die Psychoanalyse und nicht auf irgendeine andere Form psychologischer Deutung stürzte, hängt sicherlich damit zusammen, daß allein sie für beide Problemstellungen (Basis/Überbau; Bewußtsein/Unbewußtes) anschlussfähig war. Wie Hans-Joerg Sandkühler (1970) und insbesondere Helmut Dahmer (1973) gezeigt haben, war das Diskussionsniveau freilich nicht soweit entwickelt, daß diese Anschlussmöglichkeiten zureichend herausgearbeitet werden konnten. So gab es kaum Berührungspunkte zwischen den auf eine marxistische Sozialpsychologie abzielenden Beiträgen der sogenannten »Freudomarxisten« von Bernfeld (1926) über Reich (1929) bis hin zu Fenichel (1934) und den auf die theoretischen Bestimmung des Unbewußten zielenden philosophischen Lesarten der Psychoanalyse, wie sie etwa von Ernst

Bloch (1923, 238 ff.) angedeutet wurden. Ebenso wenig wurde die Psychoanalyse mit der Kritik des aufklärerischen Rationalitätsbegriffs in Zusammenhang gebracht, wie diese sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts breit gemacht hatte. Für den Frankfurter Kreis — und dies kennzeichnet bereits seine Ausnahmestellung — spielten hingegen von Anfang an *beide* Perspektiven eine Rolle. Denn die Psychoanalyse wurde nicht nur unter dem sonst vorherrschenden Gesichtspunkt von Ökonomismus- und Objektivismuskritik (bzw. Basis und Überbau) diskutiert, sondern ebenso unter dem Stichwort »Unbewusstes und Bewußtseinskritik«, das in mancher Hinsicht sogar wichtiger war.

Exemplarisch läßt sich die hiermit verknüpfte Intention bereits an Adornos Abhandlung zum »Begriff des Unbewußten in der transzendentalen Seelenlehre« studieren. In dieser 1927 als Habilitationsprojekt entstandenen Arbeit, die noch stark durch die Schulphilosophie von Hans Cornelius geprägt, aber gleichwohl zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist, versuchte Adorno in expliziter Abgrenzung vom Selbstverständnis der Psychoanalyse als Therapie (vgl. Adorno 1927, 225) die Freudsche Konzeption erkenntnistheoretisch zu begründen und die »Idee einer *allgemeinen Psychoanalyse* als allgemeine Erforschung der psychischen Dinge und ihrer dynamischen Zusammenhänge« zu entwickeln (ebd., 235). Möglich und erfolversprechend erschien ihm dieses Unterfangen, weil sich »die Psychoanalyse ... dem Unbewußten gegenüber erkennend verhält« (ebd., 238), es nicht hypostasiert, sondern aufzuklären versucht. Indem sie auf eine nüchterne begriffliche Erkenntnis des Unbewußten abzielt, ist sie »auf Auflösung der unbewußten Tatbestände selbst gerichtet« (ebd., 320) und stellt »eine scharfe Waffe dar gegen jegliche Triebmetaphysik und bloße Vergottung organischen Lebens« (ebd.). Im Gegensatz zur »ontologischen Charakterologie und der ihr höchst verwandten Lebensmetaphysik« (ebd., 317) ermöglicht die Psychoanalyse eine »Entzauberung des Unbewußten« (ebd.), das damit den Charakter eines bloß »Irrationalen« verliert und einer rationalen, kritischen Rekonstruktion zugänglich wird.

Zu dieser Einschätzung, die für ihn Zeit seines Lebens prä-

gend sein sollte, war Adorno nach eigenem Bekunden nicht zuletzt durch »wichtige Anregungen« Max Horkheimers gekommen, dem er im Vorwort auch explizit dankte (vgl. ebd., 82). Horkheimer selber hatte sich zwar noch kaum mit Freud beschäftigt, teilte aber die von Adorno skizzierte ideologiekritische Begründung für psychologische Analysen, die er im Rahmen seines Konzepts eines »interdisziplinären Materialismus« (vgl. Bonß/Schindler 1982) zugleich gesellschaftstheoretisch zu akzentuieren versuchte. Eine theoretisch interessierte Sozialwissenschaft, so Horkheimer in seiner Antrittsrede zur Übernahme des Direktorats am Frankfurter Institut für Sozialforschung, müsse sich vor dem Hintergrund einer prinzipiell ökonomiekritischen Fundierung vor allem mit der »Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft, der psychischen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen auf den Kulturgebieten im engeren Sinne« beschäftigen (Horkheimer 1931, 43). Die Einlösung dieses Postulats sollte über die Konstruktion einer sozialpsychologischen Theorie gelingen, die als eine »Psychologie des Unbewußten« (Horkheimer 1932, 135) das Verhältnis von Basis und Überbau bzw. Bewußtsein und Unbewußtem sowohl unter onto- wie phylogenetischen Gesichtspunkten begrifflich zu machen hatte. Ihre Aufgabe mußte es sein, »jene irrationalen, zwangsmäßig die Menschen bestimmenden Mächte« (ebd.) herauszuarbeiten, die dazu führen, daß »das Handeln numerisch bedeutender Schichten nicht durch Erkenntnis, sondern durch eine das Bewußtsein verfälschende Triebmotorik bestimmt ist« (ebd.), so daß ein auf Einsicht in die Wirklichkeit beruhendes Klassenbewußtsein nicht entstehen kann.

Diese Sätze, die neben der bereits von Adorno angesprochenen Aufklärungsfunktion der Psychoanalyse einen unübersehbaren Gegensatz von »Triebmotorik« und »Aufklärung« erkennen lassen, bildeten gleichsam den programmatischen Rahmen für die Argumentationen von Erich Fromm, der seit 1931 als Leiter der sozialpsychologischen Abteilung des Instituts wirkte. Sein Konzept einer »analytischen Sozialpsychologie«, das er in den ersten Nummern der Zeitschrift für Sozialforschung skizzierte (Fromm 1932 a, 1932 b), wurde

allgemein als Einlösung der Horkheimerschen Postulate verstanden, obwohl es zu diesen durchaus Differenzen hatte. Während Horkheimer im Anschluß an die erkenntniskritisch akzentuierten Thesen Adornos der Sozialpsychologie eher den Status einer »Hilfswissenschaft« zuwies und davon ausging, daß man um so weniger »auf psychologische Erklärungen zurückgreifen (brauche), je mehr das geschichtliche Handeln von Menschen und Menschengruppen durch Erkenntnis aktiviert ist« (Horkheimer 1932, 135), begriff Fromm sie eher als eine sozialwissenschaftliche Grundlagendisziplin. So waren sozialpsychologische Analysen in seinen Augen nicht nur darauf beschränkt, pathologische Zustände aufzudecken. Denn aus dem Faktum, daß die psychische Struktur der Individuen sehr häufig deformiert ist, läßt sich kaum der Schluß ziehen, daß eine Überwindung dieser Deformationen zugleich auf eine Aufhebung der psychischen Struktur als solcher hinausläuft. Und auch wenn »Triebmotorik« und »Aufklärung« häufig entgegengesetzt sind, folgt hieraus keineswegs zwingend die bei Horkheimer ange deutete negative Besetzung des Triebbegriffs.

Allerdings war dieser Gegensatz zunächst weder Fromm noch Horkheimer klar. Er trat allenfalls indirekt zu Tage, nämlich darin, daß Fromm in seinen eigenen Argumentationen die erkenntniskritischen Thesen Adornos systematisch ausblendete und statt dessen an die Diskussionen der »Freudomarxisten« anknüpfte. Für diese war die Psychoanalyse als marxistische Psychologie und damit als sozialwissenschaftliche Grundlagendisziplin nur dann denkbar, wenn der Nachweis gelang, daß die Freudsche Theorie, wie Bernfeld (1926, 13) es einmal formulierte, »prinzipiell, ausschließlich und konsequent materialistisch« sei. Die hierauf bezogene Abgrenzung vom Idealismus, die weite Strecken der Debatte beherrschte, war freilich selbst durch jene ideologischen Fronten geprägt, an denen man sich abarbeitete. So operierten alle Beteiligten mit einem Idealismusverständnis, das ebenso schlicht wie fundamentalkritisch gestrickt war. Denn als idealistisch galten alle Ansätze, die in theoretischer Hinsicht den »Ideen« eine determinierende Bedeutung zusprachen, und die in methodischer Hinsicht mit »geisteswis-

senschaftlichen« Verfahren arbeiteten. Hiergegen wurde als positives Vorbild ein Materialismusverständnis gesetzt, wie es in Deutschland durch die Orthodoxie Kautskys und die sowjetischen Dogmatisierungen à la Deborin (1925) verbindlich gemacht worden war. Vor diesem Hintergrund wurden die naturwissenschaftlichen Momente der Freudschen Theorie fast zwangsläufig zum zentralen Argument für ihren materialistischen Charakter, und nicht selten erschien die Psychoanalyse als eine »Naturwissenschaft von der materialistischen Historik des Menschen« (Fenichel 1934, 240), die sich »der Biologie einzuordnen« (ebd., 232) habe, um das »psychische Geschehen prinzipiell aus materiellen Bedingungen zu verstehen« (ebd., 233).

Fromm teilte diese Rezeption durchaus. Ähnlich wie Bernfeld sah er den materialistischen Charakter von Marx und Freud darin, daß beide »nicht von Ideen, sondern vom irdischen Leben« (Fromm 1932a, 33) und den mit ihm verknüpften materiellen Bedürfnissen ausgehen. Hierbei wurde freilich völlig ausgeblendet, daß der angeblich »gemeinsame« Bezugspunkt bei Marx und Freud mit konträren Konnotationen versehen ist: Das Stichwort der »Bedürfnisse« wird bei Marx mit der Kategorie der *Arbeit*, bei Freud hingegen mit der des *Triebes* erläutert — ein Unterschied, dem Fromm keine weitere Aufmerksamkeit schenkte. Statt dessen stilisierte er die Triebwelt zu einer »Naturkraft, die gleich anderen unmittelbar zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehört« (ebd., 49). Der Status dieser »Naturkraft« wurde dabei unterschiedlich beschrieben: Auf der einen Seite bildete für Fromm »die aktive und passive Anpassung des Triebes an soziale Tatbestände die Kernauffassung der Psychoanalyse« (ebd., 31). Der Triebapparat erscheine »immer schon in einer bestimmten, durch den gesellschaftlichen Prozeß veränderten Form« (ebd., 45) und werde über die Mechanismen der Sublimierung und Verdrängung in der Regel so domestiziert, daß »die Libido . . . selbst zu einem das Klassenverhältnis stabilisierenden Moment wird« (ebd., 51). Auf der anderen Seite läßt sich die Libido nach Fromm jedoch nicht grenzenlos manipulieren. Unter der Voraussetzung wachsender Widersprüchlichkeit und Unterdrückung sei vielmehr damit zu



rechnen, daß die funktional positive Beziehung zwischen den Trieben und den sie verformenden ökonomischen Organisationsprinzipien sich in ihr Gegenteil verkehre und libidinöse Energien mit aufsprengender Wirkung freigesetzt werden.

Die These von der Libido als naturalem Widerstandsmoment, die später vor allem von Marcuse (1955) aufgegriffen wurde, blieb allerdings vage und spielte nur eine untergeordnete Rolle. Weit wichtiger (und bezogen auf Horkheimer auch anschlussfähiger) war demgegenüber die Ausarbeitung des Begriffs der »libidinösen Struktur« (ebd., 51), den Fromm als Kern seiner Sozialpsychologie verstand. Definiert »als ein Produkt der Einwirkung der sozialökonomischen Bedingungen auf die Triebtendenzen« (ebd., 52), bilden die libidinösen Strukturen nach Fromm »gleichsam den Kitt, ohne den die Gesellschaft nicht zusammenhielte« (ebd., 50). Die theoretische Bestimmung der libidinösen Strukturen als eines autonomisierten, aber ohne die naturale Basis des Triebes nicht denkbaren Moment erfolgte in Parallelisierung psychologischer und soziologischer Gedankengänge. Nach Fromm entwickeln sie sich, wie die *individuelle* psychische Struktur, über die Mechanismen der Verdrängung und Sublimierung, verweisen aber auf einen überindividuellen Zusammenhang, der als *sozialpsychologischer* nur aus den *sozialökonomischen* Bedingungen der jeweiligen Lebenssituation erschlossen werden kann. Als zentraler Faktor für die Gefühls-, Bewußtseins- und Ideologieentwicklung innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsschichten werden die libidinösen Strukturen, über die Familie als »psychologische Agentur der Gesellschaft« (ebd., 35) einsozialisiert, und ebenso wie die Familienstrukturen je nach Klassenlage differieren, unterscheiden sich auch die libidinösen Strukturen und die durch sie bestimmten Sozialcharaktere.

Mit diesen letztlich stark milieutheoretisch akzentuierten Thesen waren auch die Instanzen und Mechanismen benannt, über die sich der Zusammenhang zwischen Triebabasis und Ideologiebildung konkret herstellen sollte. Ähnlich wie Wilhelm Reich versuchte Fromm diese Argumentation unter Bezug auf die Freudsche Charakterologie und Soziali-

sationstheorie noch weiter zu differenzieren (vgl. Fromm 1932 b). Ausgehend von der Differenzierung zwischen oraler, analer und phallischer Phase, wurden dabei die im Rahmen der Libidoentwicklung entstehenden Verhaltensmuster als Dispositionen beschrieben, die sich im Zuge der Reifung zu je eigenen Typen bzw. Charakterstrukturen verfestigen können. In Anlehnung an Sombart und Weber kam es dann in einem zweiten Schritt zu einer Soziologisierung dieser Charakterstrukturen. So zog Fromm »in Anwendung der psychoanalytischen Charakterologie auf soziologische Probleme« (ebd., 268) den (Analogie-)Schluß, daß »die für den Menschen der bürgerlichen Gesellschaft typische libidinöse Struktur durch eine Verstärkung der analen Libidoposition charakterisiert ist« (ebd., 274). Umgekehrt seien beim Proletariat aufgrund seiner Stellung im Produktionsprozeß an sich die Bedingungen für die Herausbildung »genitaler« Charakterstrukturen günstig (vgl. ebd., 275). Diese Feststellung wurde allerdings zugleich eingeschränkt. Denn der bürgerliche Analcharakter und der proletarische Genitalcharakter waren für Fromm Idealtypen, die kaum in reiner Form auftreten und durch die kapitalistische Entwicklungsdynamik unter Umständen selbst »veralten« und sich verändern können – eine Feststellung, die angesichts der sich verstärkenden autoritaristischen Tendenzen innerhalb der Weimarer Republik durchaus nahe lag.

## 2. Ausdifferenzierungen und Revisionen

Als Fromm 1932/33 seine ersten Aufsätze in der »Zeitschrift für Sozialforschung« veröffentlichte, wurden sie im Institut als eine »radikale marxistische Sozialpsychologie« (Marcuse 1975, 15) wahrgenommen, deren materialistischer Gehalt durch die triebpsychologische Fundierung und die historisch-genetische Ausrichtung garantiert zu sein schien. Libidotheorie und genetische Orientierung bildeten nach Fromms damaliger Auffassung auch die Kernpunkte der »klassischen Psychoanalyse« (Fromm 1932a, 54), weshalb er sich mit seinem Entwurf in Übereinstimmung mit Freud sel-



ber glaubte. Dennoch bestanden bereits zu dieser Zeit zwei klare, wenngleich eher beiläufig eingeführte Differenzpunkte:

- Zum einen distanzierte sich Fromm, ähnlich wie die meisten anderen Vertreter der Freudschen Linken, von der *negativen Anthropologie* Freuds. Die Behauptung, daß alle kulturellen Ausdrucksformen »phylogenetisch am Vaterkomplex« erworben werden, der schon für die »Urhorde« im Sinne Darwins kennzeichnend sei (Freud 1913, 158 f., 1923, 265), verfiel deshalb ebenso der Kritik wie die These vom »Todestrieb« bzw. den selbstdestruktiven Potentialen der Gesellschaft. Für Fromm waren dies unzulässige Projektionen bürgerlicher Vergesellschaftungsformen, die um so prekärer erschienen, als sie die Möglichkeit einer befreiten Gesellschaft per se ausschlossen.
- Aus dem gleichen Grund kritisierte er aber auch die Freudschen *Therapievorstellungen*. Diese spiegelten nach seiner Auffassung nur das Diktum wieder, daß die Idee eines herrschaftsfreien Sozialzusammenhangs letztlich eine »haltlose Illusion« sei (Freud 1930, 103). So gehe es beim klassischen Setting mit dem Analytiker als kühl distanzierter Beobachter grundsätzlich nicht um eine Überwindung, sondern um eine Anpassung an etablierte Normen bzw. Verhaltensmuster — eine Einschränkung, die bei einer »radikalen« Interpretation der psychoanalytischen Theorie ebenso wenig akzeptiert werden konnte wie für eine auf Veränderung hin orientierte therapeutische Praxis.

Beide Einwände faßte Fromm zum Vorwurf einer bürgerlichen Befangenheit Freuds zusammen, welche sich in der Generalisierung des Ödipuskomplexes ebenso niederschläge wie in der skeptischen Einstellung gegenüber der Möglichkeit einer adäquaten Sexualbefriedigung überhaupt. Hierdurch werde die bürgerliche Verzichtsethik massiv bekräftigt und unter der Hand zur allgemeinen Kulturnorm erhoben. Der »Widerspruch zwischen bewußten Wertrelativismus und unbewußter Bejahung der Tabus der Gesellschaft« (Fromm 1935, 394) kennzeichne auch die Aussagen zur Arbeits- und

**Genußfähigkeit** als Ziel der therapeutischen Behandlung. **Indem Freud** diese Zielgröße nur biologisch diskutiere, **verschweige er** die dahinter stehenden gesellschaftlichen Gehalte, **die unbewußt** positiviert werden. Gerade deshalb erweise sich **die vom Analytiker** geforderte kühle Objektivität und **Sachlichkeit** gegenüber dem Patienten letztlich als repressiv. **Verdeckt** durch die »typisch liberalistische Tendenz, jeden nach **seiner Façon** selig werden zu lassen« (ebd., 385), läuft sie auf **einen therapeutischen Diskurs** hinaus, der die Kälte der bürgerlichen Gesellschaft verdoppelt und ihre Wertvorstellungen **insofern unangetastet** läßt, als bei der distanziert-sachlichen **Analyse** nicht die Norminhalte zählen, sondern allein deren **soziale Akzeptabilität** bzw. Nützlichkeit.

Daß Freud die normativen Orientierungen und psychischen Strukturen der bürgerlichen Gesellschaft zu Unrecht **universalisiere**, versuchte Fromm zugleich unter Rekurs auf **Konzepte** zu zeigen, die gegen eine Universalisierbarkeit des **Ödipuskomplexes** sprachen. Zu diesem Zweck beschäftigte er sich ausführlich mit der Mutterrechtstheorie von J. J. **Bachofen**, die sich bereits bei Engels einer gewissen **Beliebtheit** erfreut hatte. Anregungen für ihre erneute Renaissance seit den zwanziger Jahren boten ethnologische Untersuchungen wie Malinowskis Studie über die Trobriander oder die **Arbeiten** von Margaret Mead. Mit ihren Beschreibungen **matrilinearere** Familiensysteme brachten diese Analysen **Freuds negative Anthropologie** für Fromm weit stärker ins Wanken als die Ausführungen Bachofens. Denn im Unterschied zu Bachofen lieferten sie empirische Belege für die **Existenz** einer Gesellschaft jenseits des Patriarchats — ein Ergebnis, das nicht nur auf die »Relativität der bürgerlichen Gesellschaftsstruktur« (Fromm 1934, 211) verweise, sondern auch deutlich mache, daß die Idee nichtentfremdeter gesellschaftlicher Organisationsformen weit mehr sei als bloße Spekulation.

Zwar läßt sich darüber streiten, ob die **Arbeiten** von Malinowski oder Mead tatsächlich die von Fromm unterstellten empirischen Belege liefern. Und ebenso läßt sich bezweifeln, ob die Idee einer nichtentfremdeten Gesellschaft jenseits ideologiekritischer Argumentationen überhaupt empirisch





»ausgemalt« werden kann. Aber wie dem auch sei – wichtiger ist an dieser Stelle, daß sich »patrizentrische« und »matrizentrische« Strukturen als vielschichtige soziale Einstellungsmuster kaum eindeutig aus der Sexualität begründen lassen. Die Rezeption der Mutterrechtstheorie gab somit bereits eine partielle Revision der Libidotheorie zu erkennen, die allerdings zunächst latent blieb. Zwar hatte Fromm nie daran geglaubt, daß sich die psychische Entwicklung allein aus der sexuellen ableiten lasse. Aber die Kategorien der Sublimierung und Verdrängung interpretierte er gleichwohl im Sinne Freuds und behandelte die nicht unmittelbar sexuellen als autonomisierte bzw. »abgespaltene« Momente. Eine Veränderung deutete sich erst mit der 1936/37 begonnenen Studie zur Sozialpsychologie des Faschismus an, die ursprünglich als Fortsetzung der vorangegangenen Studien über »Autorität und Familie« (IfS 1936) konzipiert war. Nach dem Ausscheiden aus dem Institut im Jahre 1938 zerschlug sich jedoch dieser Zusammenhang, und Fromm begann mit einer Ausweitung und Umarbeitung des Projekts, die mehrere Jahre in Anspruch nahm und zu einem veränderten Verhältnis zur Freudschen Theorie führte.

Als Resultat dieser Arbeit entstand eines seiner wichtigsten und bekanntesten Bücher, nämlich »Escape from Freedom« (Fromm 1941) – eine breit angelegte Beschreibung der bürgerlichen Charakterentwicklung von den Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft bis hin zum Faschismus. Mit dieser Abhandlung, die auf einer ausdrücklichen Distanzierung nicht von der Psychoanalyse insgesamt, wohl aber von der Libidotheorie basierte (vgl. ebd., 283), wurde Fromm zu einem der Gründungsväter der sogenannten »neoanalytischen« bzw. »revisionistischen« Schule. Er selber wehrte sich übrigens stets gegen die revisionistische Etikettierung, und dies insofern zu Recht, als »Escape from Freedom« keineswegs auf einem völlig neuen theoretischen Konzept basierte. Die Kritik und Relativierung der Libidotheorie erfolgte vielmehr aufgrund von »Präzisierungen« der bisherigen Interpretation, die nicht aufgegeben, sondern genauer gefaßt und zugespitzt werden sollte.

Daß dieser Schritt als »Nebeneffekt« zugleich eine Desexua-

lisierung der analytischen Psychologie mit sich brachte, wird freilich an der veränderten Klassifikation der Triebe deutlich: Als neues, früher allenfalls als Zusatzmotiv angesprochenes Triebmoment taucht der »Drang nach Verbindung mit unserer Außenwelt« (Fromm 1941, 26) auf, der eine gleichberechtigte Stellung neben den Selbsterhaltungstrieben erhält. »Der Zwang, physisch bedingtem Drang Genüge zu tun, und die Notwendigkeit, Isolierung und moralisches Alleinsein zu vermeiden« (ebd., 29), erscheinen jetzt als »unwandelbar« feststehende »Faktoren der Menschennatur«, wohingegen der Sexualität keine eigenständige Bedeutung mehr zukommt. Zum existenziellen Grundbestand gehören vielmehr Selbsterhaltungs- und Sozialtriebe, und die entscheidenden Momente der Charakter- und Persönlichkeitsbildung werden nachdrücklich in dem nach dem Muster des Sexualtriebs als überformbar gedachten Drang zur Interpersonalität lokalisiert.

Das Zurückdrängen des Sexualtriebes und die Einführung der Idee eines »Sozialtriebes« begründeten sich für Fromm vor allem aus Schwächen der Psychoanalyse als psychologisches Erklärungskonzept. Die Freudsche Theorie werde wichtigen psychologischen Phänomenen wie Einsamkeitsgefühlen oder Hospitalismus nur unzureichend gerecht; notwendig sei daher die Berücksichtigung zusätzlicher Erklärungsfaktoren. Allerdings wurde diese Erweiterung eindeutig mit einem Verlust an analytischer Schärfe bezahlt. Als »Drang zu leben, sich zu entfalten und die im Verlaufe der historischen Evolution... entwickelten Fähigkeiten auszuwirken« (Fromm 1941, 281), bestand die neue Trieb- bzw. »Menschennatur« aus einem recht diffusen Ensemble existenzieller Eigenschaften, das, ähnlich wie im früheren Konzept, naturalistisch begriffen wurde. Das Verhältnis zwischen der existenziellen Basis und ihren konkreten Erscheinungsformen erschien wiederum als eine gesellschaftliche Modifikation vorgesellschaftlicher Anlagen, die zur Herausbildung lokalhistorisch unterschiedlicher »Gesellschaftscharaktere« führt. Die milieutheoretische Orientierung blieb somit unverändert, obwohl der gesellschaftstheoretische Anspruch durchaus stieg. Denn die skizzierte Verbreiterung war für



Fromm gleichbedeutend mit einer Erhöhung der Reichweite des Erklärungsansatzes, und es war durchaus konsequent, wenn er in der Konstruktion der Sozial- bzw. »Gesellschaftscharaktere« den »Schlüssel zum Verständnis des Gesellschaftsprozesses« (ebd., 271) überhaupt erblickte.

Bei seinen ehemaligen Institutskollegen stieß diese Umakzentuierung zwar nicht nach außen, wohl aber intern auf erhebliche Kritik. So schrieb Horkheimer wenige Monate nach der Veröffentlichung von »Escape from Freedom« in einem Brief an Löwenthal (vgl. Jay 1973, 131), daß »Fromm und Horney auf eine Commonsense Psychologie zurückfallen«, die der Bedeutung der Psychoanalyse kaum gerecht werde. Oder, nicht gerade analytisch präzise, aber in der Intention eindeutig ausgedrückt: »Psychologie ohne Libido ist irgendwie keine Psychologie, und Freud war groß genug, von der Psychologie in dem ihr gesteckten Rahmen loszukommen.« Letzteres zeige sich vor allem in dem Konzept des Todestriebes und den damit verbundenen anthropologischen Kategorien. Selbst »dort, wo wir ihrer Verwendung und Interpretation durch Freud nicht zustimmen, stellen wir fest, daß ihre objektive Intention zutiefst richtig ist, und daß sie Freuds Fingerspitzengefühl für die Situation offenbaren«.

Diese Sätze machen deutlich, daß sich Horkheimer und Fromm erheblich voneinander entfernt hatten: Während Fromm die bisherige libidotheoretische Orientierung verwarf, wurde sie von Horkheimer weit stärker als zuvor vertreten. Zugleich lehnte er die früher mit Fromm geteilte Kritik am anthropologischen Pessimismus Freuds ab, der ihm unter philosophischen Perspektiven zunehmend aussagekräftiger erschien. Angesichts der realen Expansion der autoritären Herrschaftsformen, wie sie sich im Nationalsozialismus, in den autoritaristischen Tendenzen in anderen europäischen Ländern und in der stalinistischen Entwicklung der UdSSR niederschlugen, war die früher verfochtene Idee von der Transformation unbewußter Triebregungen in bewußte politische Aktion für Horkheimer kaum noch realistisch. Statt dessen ging er von einer unaufhaltsamen Perpetuierung, Perversion und Destruktion der bürgerlichen Gesellschaft aus. Diese konstituierte sich im autoritären Staat neu,

und zwar in einer das Subjekt zerstörenden Form, die alle Möglichkeiten einer befreienden Selbstaufhebung zunichte mache und nur noch mit der Metapher des »Todestriebes« angemessen charakterisiert werden könne.

Die entsprechende Reinterpretation der Psychoanalyse wurde allerdings nicht von Horkheimer, sondern von Adorno geliefert, der 1938 in die USA gekommen war und schon bald entscheidenden Einfluß auf die Formulierung des institutsinternen Selbstverständnisses gewann. In mancher Hinsicht übernahm er den zuvor von Fromm besetzten Posten. Denn seine Lesart der Freudschen Theorie, wie sie sich bereits in der Abhandlung von 1927 angedeutet hatte, wurde nun eindeutig dominierend. Von Fromm unterschied sich Adorno vor allem dadurch, daß er die Psychoanalyse zwar als Theorie akzeptierte, ihre therapeutische Umsetzung jedoch radikal ablehnte. Der therapeutische Versuch, dem Patienten seine Verstümmelung nicht nur bewußt zu machen, sondern zugleich Möglichkeiten ihrer lebenspraktischen Bewältigung zu eröffnen, war in Adornos Augen ein prinzipiell ideologieverdächtiges Unterfangen (vgl. Adorno 1944, 77 f.), dem er das rigorose Diktum entgegensetzte, daß es »kein richtiges Leben im falschen« (ebd., 22) geben könne. Als gesellschaftlich produzierte Phänomene können die das Individuum belastenden Pathologien nicht therapeutisch aufgehoben werden, sondern müssen theoretisch-selbstreflexiv ausgehalten werden. Erst unter dieser Voraussetzung erschließe sich das kritische Potential der Psychoanalyse. Dieses liege gerade nicht in ihren therapeutisch-praktischen Möglichkeiten, sondern in jenen »Übertreibungen« (ebd., 56) der Freudschen Theorie, die sich als metaphorische Beschreibung und Selbstkritik eines Sozialzusammenhangs lesen lassen, in dem »die Menschen ... atomisiert und durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sind« (Adorno 1946, 107).

Als Theoretiker einer Gesellschaft, in der das Individuum »nur noch durch Leiden, Lebensnot an die Totalität gebunden ist« (ebd.), hat Freud nach Adorno dort recht, wo er unrecht hat: Zwar sieht er das Subjekt nicht unter der Perspektive der totalen Vergesellschaftung, aber indem er sich auf das individuelle Leiden konzentriert, bringt er eine Entwick-

lungsdynamik auf den Begriff, die den Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft auf die Spitze treibt und zugleich unsichtbar macht. Denn die wachsende Entfremdung, wie sie sich in der Gleichzeitigkeit von totaler Vergesellschaftung und totaler Vereinsamung der handelnden Subjekte niederschlägt, setzt keine neuen Protestpotentiale frei. Die Widersprüche »zersplittern« vielmehr; sie können nicht mehr systematisch erfahren werden, sondern verschwinden hinter der harmonisierenden Fassade einer organisierten Massenkultur mit autoritärem Zwang oder zwanghaftem Konsum, die als realer Schein wirksam ist und alle Konflikte so umdefiniert, absorbiert und verschleiert, daß sie sich nur noch im »einmaligen, bruchstückhaften Impuls« (ebd., 98), im individuellen Leiden enthüllen.

Begreift man die Psychoanalyse als eine Theorie des pathologischen Charakters der Gesellschaft jenseits der harmonistischen Oberflächenideologie, so gewinnen auch Libidotheorie und Todestriebhypothese einen neuen Sinn. Die Beschreibung der individuellen und sozialen Entwicklung als deformatrische Zählung der naturalen Triebbasis erscheint nun weniger als ein positiv-einzelwissenschaftliches Modell zum Funktionszusammenhang des psychischen Apparates, sondern als eine zugespitzte Darstellung jener Dialektik von Emanzipation und Unterdrückung, die im Zeitalter der Kulturindustrie zu ungeahnt selbstdestruktiven Tendenzen führt. Indem Freud zeigt, daß das gesellschaftliche Prinzip der Herrschaft »phylogenetisch wie ontogenetisch... mit dem psychologischen der Triebunterdrückung koinzidiert« (Adorno 1946, 103), bindet er die psychologische Theorie in eine Theorie der gesellschaftlichen Totalität ein und hat so »vom Wesen der gesellschaftlichen Unterdrückung mehr erkannt als irgendein direkter Parallelismus von Charakter und sozialen Einflüssen es könnte« (ebd., 98).

Mit dieser These distanzierte sich Adorno nicht unbedingt von jenen naturalistischen Konnotationen des Triebbegriffs, wie sie in Fromms Rede vom Trieb als einer vorgesellschaftlichen Naturkraft zum Ausdruck kam, wohl aber von jenen milieutheoretisch akzentuierten Soziologisierungen der Psychoanalyse, die den Widerspruch zwischen Individuum und

**Gesellschaft** mehr verdeckten als offenlegten. »Anstatt das Individuum aus den gesellschaftlichen Prozessen herauszuschneiden, um dann deren formenden Einfluß zu beschreiben, hätte eine analytische Sozialpsychologie in den innersten Mechanismen des Einzelnen bestimmende gesellschaftliche Kräfte aufzudecken« (ebd., 100). Dies habe schon der Fromm der dreißiger Jahre versäumt. Aber offen ideologisch sei die alte Lesart erst durch die revisionistische Wende geworden. Mit ihrem therapeutisch motivierten Bemühen, »die Psychoanalyse in... (eine) realistische Richtung zu drängen« (ebd., 94) bleiben die Neoanalytiker der gesellschaftlichen Oberfläche verhaftet. Sie glätten die Antinomien des Freudschen Denkens und tragen »den Stempel der Harmlosigkeit... (eines) Pluralismus, der unbefangenen Oberflächenphänomene und essentielle Bestimmungen der Gesellschaft nebeneinander herzählt« (ebd.). Hiermit genügt der Revisionismus zwar den Ansprüchen bürgerlicher Wissenschaftlichkeit, aber die Wahrheit der Gesellschaft, die allein über ein prinzipiell »kritisches Verhalten« (Horkheimer 1937, 261) erfahrbar ist, wird verfehlt. Was bleibt, ist eine Moralisierung und »bloße Wiederholung der Vorstellung der individualistischen Gesellschaft von sich selber« (ebd., 100), die keinen Reflexionsgewinn bringt, sondern eher zur Ab- statt zur Aufklärung führt.

### 3. Die methodologische Rezeption der Psychoanalyse

Mit den Argumentationen Adornos war eine Auseinandersetzung zwischen »revisionistischen« und »orthodoxen« Lesarten der Psychoanalyse eröffnet, die sich in der Folgezeit zunehmend zuspitzte und kaum mehr produktiv auflösen ließ. Zwar ist die Kontroverse insofern verwirrend, als Fromm und Adorno in manchen Punkten durchaus übereinstimmten und in vielen schlichtweg aneinander vorbeiredeten. Aber letztlich ging es auch weniger um Differenzen in der Interpretation der Psychoanalyse als materiale Theorie, sondern um ihre *epistemologische* Verortung, und zwar in kognitiver wie in praktischer Hinsicht. Wie die Kontrastierung

von Therapie und Theorie und die Gegenüberstellung von wissenschaftlicher und philosophischer Lesart zeigen, ist hier der Kern des Konflikts zu lokalisieren. Seine Basis lag darin, ob die Freudsche Theorie mit therapeutischen Orientierungen gelesen wurde oder als eine reine Metapsychologie aufgefaßt wurde. Und wie die Positionen ausfielen, bestimmte sich vor diesem Hintergrund danach, ob sie als Philosophie oder als Wissenschaft wahrgenommen und wie beide Stichworte interpretiert wurden.

Während Fromm die Psychoanalyse eher als Wissenschaft denn als Philosophie wahrnahm, galt für Adorno das Gegenteil. Unter dieser Perspektive nahm er freilich ebenso eine »Revision« der Freudschen Konzepte vor wie Fromm. So hatte Freud seine Argumentationen keineswegs als »Philosophie«, d. h. als ein Wissen um die Gesamtheit von Geschichte und Gesellschaft, begriffen. Jenseits der therapeutischen Praxis waren sie für ihn vielmehr ein wissenschaftliches System, das auf eine kausalanalytische Erklärung isolierter Funktionszusammenhänge abzielte, die mit quasi naturwissenschaftlicher Exaktheit in ihrer Struktur und Genese beschrieben werden sollten. Diese Wahrnehmung teilte auch Fromm, und für seinen Revisionismus war ausschlaggebend, daß die Freudsche Theorie den selbstgesetzten szientistischen Ansprüchen offensichtlich nicht genügte. Denn bestimmte Phänomene, so Fromms Erfahrung aus der therapeutischen Arbeit, ließen sich mit der Libidoentwicklung kaum unmittelbar in Beziehung setzen. Als »exakte« Erklärung im kausalwissenschaftlichen Sinne versagte die Freudsche Erklärung vielmehr. Diese Einsicht hätte durchaus einen Ansatzpunkt zur Überwindung jener latent naturwissenschaftlich-naturalistischen Lesart bieten können, wie sie für die »Freudomarxisten« kennzeichnend war. Aber Fromm zog hieraus einen entgegengesetzten Schluß: Nicht das postulierte wissenschaftliche Selbstverständnis der Psychoanalyse wurde für ihn fraglich, sondern die Psychoanalyse selbst, die er nun als wissenschaftlich unzureichend bezeichnete.

Adorno — und mit ihm auch Horkheimer — argumentierte hingegen aus der Perspektive der Philosophie. Diese Rezep-

tionslinie ist insofern komplizierter, als aufgrund der explizit erkenntniskritischen Akzentuierungen zugleich die tradierten Grenzziehungen zwischen Philosophie und Wissenschaft unterlaufen wurden. Ausschlaggebend hierfür war die letztlich wissenssoziologisch fundierte These vom »Ende der systematischen Philosophie« (vgl. Bonß 1983, 202 ff.), die Adorno in gesellschaftstheoretischer Absicht bereits 1931 formuliert und auch auf die Psychoanalyse übertragen hatte. Als Metapsychologie stellte sich die Psychoanalyse dementsprechend als eine unorthodoxe Philosophie dar, die weder eine philosophisch-systematische noch eine wissenschaftlich-instrumentelle Erkenntnisproduktion darstellt. Mit ihrer Umwertung aller konventionellen epistemologischen Schematisierungen verweist sie auf den Versuch einer Erkenntnis des Ganzen in einer Situation, in der das Ganze »zersplittert« und damit uneinsichtig wird. Die Psychoanalyse ist rational aber nicht rationalistisch; sie geht induktiv statt deduktiv vor und analysiert die Gesamtheit nicht als abstrakt Allgemeines, sondern in der Konzentration auf das Individuelle, in den Brechungen des Einzelfalls. Sie betreibt Spurensuche und zielt darauf ab, ausgehend von scheinbar sinnlosen Symptomen, den Sinn des Ganzen exemplarisch zu dechiffrieren. Kurzum — sie lebt von dem Widerspruch, das Ganze nicht mehr als Absolutes fassen zu können und doch auf einen Begriff der Wahrheit des Ganzen nicht verzichten zu wollen.

Der Blick auf die Psychoanalyse als einer »Philosophie nach dem Ende der Philosophie« war ohne Frage weiterführender als die Frommsche Interpretation, die unter epistemologischen Gesichtspunkten zu Recht als Ausdruck einer »naiv-realistischen Erkenntnistheorie« (Adorno 1946, 100) kritisiert wurde. Gleichwohl hatte die Sichtweise Adornos Schwächen. Denn die Psychoanalyse wurde letztlich »halbiert«, nämlich allein als Metapsychologie diskutiert, und auch auf dieser Ebene beteiligte sich Adorno nicht unbedingt aus einer immanenten Rekonstruktion. So wurde weder der Zusammenhang von Theorie und Therapie bzw. therapeutischem Verfahren und Theoriebildung zum Thema gemacht noch der von Freud behauptete Funktions-



zusammenhang des psychischen Apparats. Der Frommsche Einwand, daß die Freudsche Theorie hier keine zureichenden Beschreibungen liefere, konnte dementsprechend gar nicht zur Kenntnis genommen bzw. zum Problem werden. Trotz anderer Vorzeichen ergab sich somit ein vergleichbares Defizit – verkannte man doch ebenso wie Fromm, daß die Psychoanalyse nicht nur als Philosophie, sondern auch als Wissenschaft jenseits der tradierten Definitionen begriffen werden mußte.

Eben hier liegt der Ansatzpunkt für jene Reformulierungen des Verhältnisses von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft, wie sie von Jürgen Habermas skizziert worden sind. Auch Habermas geht nicht auf die triebtheoretischen Grundlagen der Psychoanalyse ein. Aber im Unterschied zu Adorno wird bei ihm die verdrängte Frage nach ihrem Wissenschaftscharakter neu aufgerollt und der Zusammenhang von therapeutischem Verfahren und Theoriebildung explizit zum Thema gemacht. Den Ausgangspunkt hierfür bildet eine Ausdifferenzierung des Wissenschaftsbegriffs, der in Anlehnung an die tradierte Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften doppelt gefaßt wird. Wissenschaften, die sich mit der sozialen Um- bzw. Mitwelt beschäftigen und diese als intersubjektiv konstituierte zu rekonstruieren versuchen, arbeiten nach Habermas mit einer anderen Konzeption von Erkenntnissubjekt, -perspektiven und -verfahren als jene Wissenschaften, die sich mit der äußeren Natur beschäftigen und diese als eine gleichsam asozial existierende Welt zu beschreiben versuchen. Bei Gegenständen, die vorab aller intersubjektiven Konstitution analysiert werden können, sind die instrumentell-erklärenden Strategien nach dem Muster der Naturwissenschaften durchaus angemessen. Für die Psychoanalyse hingegen gilt dies entgegen ihrem eigenen »szientistischen Selbstmißverständnis« (Habermas 1968a, 300) nicht. Denn ihr Gegenstand ist ein intersubjektiv konstituierter, der als solcher nur mit nicht-instrumentell-verstehenden Strategien angegangen werden kann.

Letzteres zeigt sich auch in der Freudschen Darstellung der Psychoanalyse als Verfahren bzw. als angewandte Wissenschaft. Im Gegensatz zur Theorie wird die therapeutische

Praxis nämlich keineswegs szientistisch eingeführt. So arbeitet der Analytiker nicht nach dem Modell einer medizinischen Differentialdiagnose, bei der Symptome als subjektfreie Merkmale naturwissenschaftlich beschreibbarer Funktionsstörungen in den Blick treten. Die Symptome werden vielmehr als wechselseitiger Verweisungszusammenhang begriffen, der keine somatischen Ursachen hat, also nicht auf naturwissenschaftlich beschreibbare Funktionsstörungen rückführbar, sondern spurensichernd auszudeuten ist, um so eine »sonst nicht erreichbare Realität einzufangen« (Ginzburg 1980, 16). Diese verdeckte Realität läßt sich zwar ex post selbst wieder als Kausalzusammenhang beschreiben, aber mit naturwissenschaftlicher Kausalanalyse hat ihre Dechiffrierung nichts zu tun. Die Aufgabe des Therapeuten besteht vielmehr darin, aus den vom Patienten gelieferten Bruchstücken seiner Lebensgeschichte qua »szenischem Verstehen« (Habermas 1971, 317) eine sinnhafte Gesamtheit zu rekonstruieren, das die Symptombildung selbst begreiflich macht.

Wie sieht nun dieses szenische Verstehen als eine »besondere Form der Interpretation« (Habermas 1968a, 263) aus? Wie bei allen hermeneutischen Verfahren gilt auch für das szenische Verstehen, daß es sich »einer nicht-deduktiven Logik bedienen muß, indem sie einen Sinn unterstellt, ohne ihn vorab festzulegen« (Radtke 1985, 322 f.). Für die zu entschlüsselnden Szenen ist davon auszugehen, daß sie einerseits für sich sinnhaft gedeutet, d. h. auf eine nicht unmittelbar sichtbare explanatorische Struktur bezogen, und andererseits in ihrem Zusammenhang eine »vollständige Struktur« im Sinne eines geschlossenen Verweisungskontextes bilden. Diese Anforderung besteht freilich auch für die klassische Texthermeneutik, von der die Psychoanalyse in doppelter Hinsicht unterschieden ist: Zum einen bezieht sie sich nicht auf Sinnzusammenhänge in der Dimension des bewußt Intendierten, sondern befaßt sich mit unbewußt produzierten Symbolisierungen, die – als pathologisch verzerrte – von den Subjekten selbst nicht verstanden werden können; zum anderen hat der psychoanalytische Verstehensprozeß keine »toten« bzw. geronnenen Texte zum Gegenstand, sondern Aussagen le-



bendiger Individuen. Die Dechiffrierung der Pathologien verläuft deshalb als ein grundsätzlich intersubjektiver Prozeß, bei dem die intellektuelle Arbeit »zwischen Arzt und Patient derart geteilt (wird), daß der eine aus den fehlerhaften Texten des anderen ... *rekonstruiert*, während der andere, durch die hypothetisch vorgeschlagenen Konstruktionen des Arztes angeregt, sich *erinnert*« (Habermas 1968a, 282).

Sofern es, wie sowohl Freud als auch Adorno und Horkheimer anmerkten, um Aufklärung im Sinne der »Übersetzung des Unbewußten in Bewußtes« geht, handelt es sich beim psychoanalytischen Diskurs nicht einfach um die Übersetzung eines Textes im Sinne einer grammatikalisch korrekten Transformation. »Die Übersetzung selbst ist Reflexion« (ebd., 280), und die erfolgreiche Transformation erweist sich als gelingende »systematisch verallgemeinerte Selbstreflexion« (ebd., 234). Ausgangspunkt dieser Selbstreflexion sind die vom Analytiker vorzunehmenden Deutungsangebote, wie sie sich aus den psychoanalytischen Vorstellungen über ge- und mißlingende Sozialisationsprozesse in Verbindung mit Vorstellungen über verzerrte bzw. unverzerrte Kommunikation ergeben. Allerdings kommt den theoriegeleiteten und theoretisch voraussetzungsvollen Entwürfen des Analytikers innerhalb der interaktiv-interpretativen Beziehungen nicht per se Wahrheit zu. »Erst die Erinnerung des Patienten entscheidet über die Triftigkeit der Konstruktion« (Habermas 1968a, 282). Er muß ihr im Prozeß des Durcharbeitens gegen alle Widerstände zustimmen können, und nur wenn dies gelingt, kann die Analyse »für den Patienten ein Stück verlorengegangener Lebensgeschichte wiederbringen, d. h. eine Selbstreflexion auslösen« (ebd.).

Diese hat ihren Ort in der Übertragungssituation, in der sich das psychoanalytische *Wissen* in psychoanalytische *Erkenntnis* transformiert. Mit der Rekonstruktion der die Symptomatik auslösenden Ursprungsszene wird es dem Patienten möglich, sich gleichsam von außen zu betrachten und Einsicht in die unbewußten Voraussetzungen seiner Verdrängungen zu gewinnen. Um zur Auflösung des Verdrängten zu führen, muß dieser Prozeß von beiden Interaktionspartnern in einer *subjektbezogenen* Einstellung vollzogen

werden. So darf der Patient seine Symptome und deren Ursachen nicht als etwas äußerliches betrachten. Er muß »dazu gebracht werden, das Krankheitsgeschehen als Teil seines Selbst zu betrachten« (ebd., 287) und die Verdrängung als seine eigene Pathologie zu begreifen. Umgekehrt agiert aber auch der Analytiker nicht unter den Bedingungen der konventionellen medizinischen Praxis. Zumindest in der Übertragungssituation gewinnt er seine Interpretationen nur »in dem Maße, als er methodisch die Rolle des Mitspielers übernimmt« (ebd., 297). Der Erkenntnisprozeß wird also »nicht durch Ausschaltung, sondern gerade durch den kontrollierten Einsatz seiner Subjektivität« (ebd.) befördert, und so gesehen ist die Psychoanalyse auch mehr als das kognitive Erfassen bestimmter Störungen. Sie umfaßt kognitive und affektiv-motivationale Momente gleichermaßen, und als *verändernde* Erkenntnis wird sie letztlich auch nur in dieser Einheit wirksam.

Über die Psychoanalyse als materiale Theorie sagt diese Argumentation freilich nicht viel aus, und hier liegt sicherlich auch einer der Schwachpunkte der Konstruktion. Ähnlich wie Adorno behandelt auch Habermas das Thema »Psychoanalyse als Sozialwissenschaft« hauptsächlich unter *methodologischen* Gesichtspunkten; sein zentrales Thema ist die Frage, ob das psychoanalytische Verfahren Prozesse der Selbstaufklärung angemessen beschreibt und inwiefern es für aufklärungsorientierte Sozialwissenschaft nutzbar gemacht werden kann. Das Problem der *theoretischen* Relevanz der Freudschen Theorie, also die Frage, was psychoanalytische Konzepte wie die Kategorie des Triebes oder das Sozialisationsmodell, zur Erklärung von Gesellschaft und sozialem Handeln beitragen können, bleibt hingegen merkwürdig blaß — eine Feststellung, die auch für spätere Arbeiten zutrifft. So betont Habermas zwar immer die Bedeutung des psychoanalytischen Phasenmodells, aber in den »Stichworten zu einer Theorie der Sozialisation« (Habermas 1968 b) wird Freud erst unter der Überschrift »abweichende Sozialisationsvorgänge« eingeführt (vgl. ebd., 154 ff.), und in den darauf aufbauenden »Notizen zum Begriff der Rollenkompetenz« (Habermas 1972) entfällt er als Sozialtheorie-



tiker im Gegensatz zu Piaget und Kohlberg völlig. Auch in den »Notizen zur Entwicklung der Interaktionskompetenz« (Habermas 1974 b) taucht er nur an einer Stelle auf, und zwar unter der Überschrift »noch auszuarbeiten« (vgl. ebd., 215). Daß dieser Anspruch mit Ausnahme der explorativen Bemerkungen zu Kommunikationspathologien (Habermas 1974 a) nach wie vor uneingelöst ist, zeigt sich nicht zuletzt in der »Theorie des kommunikativen Handelns« (Habermas 1981). Denn dort gehört Freud zwar zu den »prominenteren«, weil innerhalb des Namensregisters mehrfach erwähnten Autoren; aber eine systematische Auseinandersetzung mit seinen materialen Konzepten fehlt und wird nur noch in einer sehr abgeschwächten Form in Aussicht gestellt (vgl. Habermas 1981/II, 571).

Daß sich die Kritische Theorie mit der Psychoanalyse als materialer Theorie bislang eher unzureichend auseinandergesetzt hat, ist zweifellos ein Problem. Denn aus der metapsychologischen Kritik an der Konzeption Fromms ergibt sich noch kein Hinweis darauf, wie eine analytische Sozialpsychologie aussehen soll, die nicht mit falschen Soziologisierungen arbeitet. Zwar scheint über die triebpsychologische Fundierung Einigkeit zu bestehen, aber wie die gesellschaftliche Konstitution des psychischen Apparats zu begreifen ist, bleibt nach wie vor unklar. Bei Horkheimer und Adorno ist dies angesichts des »soziologischen Defizits der Kritischen Theorie« (Honneth 1985, 12 ff.) kaum verwunderlich, bei Habermas schon eher. Denn selbst wenn man in Rechnung stellt, daß er die Freudsche Konzeption grundsätzlich kommunikationstheoretisch überformt und »Hypothesen über Triebchicksale durch Annahmen über Interaktionsgeschichte und Identitätsbildung ersetzt« (Habermas 1981/II, 571), so erstaunt es doch, daß die Kategorie des Triebes und die Vorstellung von der »Psychodynamik der Triebbefriedigung« (Habermas 1974a, 258) zwar en passant als zutreffende Beschreibungsfolie eingeführt, aber in ihrem systematischen Stellenwert kaum explizit reflektiert wird.

#### 4. Psychoanalyse und empirische Sozialforschung

**Den Unzulänglichkeiten bei der Rezeption der Psychoanalyse als materialer Theorie, die weitergehend auch auf Defizite in der Konzeption des Naturbegriffs der Kritischen Theorie verweisen (vgl. Whitebook 1979, Benjamin 1982), stehen auf der anderen Seite hochentwickelte methodologische Überlegungen gegenüber, die nicht nur konzeptueller Natur sind bzw. waren. Bereits die Überlegungen von Erich Fromm richteten sich explizit auf die Durchführung empirischer Analysen — eine Akzentuierung, durch die sich das Frankfurter Institut von allen anderen zeitgenössischen Anhängern einer sozialwissenschaftlichen Rezeption der Psychoanalyse unterschied. Die psychoanalytische Charakterologie beispielsweise drängte geradezu nach einer empirischen Weiterentwicklung. So ließen sich die Idealtypen des »anal« und des »genitalen« Charakters nach Fromm nur auf dem Wege empirischer Feldstudien in Realtypen überführen, differenzieren und in ihrer Verteilung bestimmen; eine Ansicht, die von Horkheimer geteilt und bekräftigt wurde (vgl. Horkheimer 1931, 41 ff.).**

Eine erste Erhebung, deren Datenerhebung zwischen 1929 und 1931 erfolgte, beschäftigte sich mit der Sozialpsychologie von Arbeitern und Angestellten — zwei Gruppen, deren materielle Lage, politische Orientierungen und kulturelle Einstellungen vergleichend untersucht wurden (vgl. Fromm 1937). Hierauf aufbauend entstanden von 1932 bis 1936 die weit bekannteren »Studien über Autorität und Familie« (IfS 1936). Getreu der Frommschen These, daß die libidinösen Strukturen und damit die Grundlagen für Ideologiebildungsprozesse in der Familie einsozialisiert werden, ging es in diesem Projekt anhand von drei Teilerhebungen und 16 Einzelstudien um die Frage, wie in der Familie Autoritätsverhältnisse entstehen und welche Differenzen sich je nach der Familienstruktur und ihrer Psychodynamik ergeben. Mitte der vierziger Jahre begann schließlich in Zusammenarbeit mit anderen Forschungsgruppen eine ganze Serie von Untersuchungen über das Vorurteil, und zwar insbesondere zum Antisemitismus. Auch hierbei handelte es sich um sozialpsy-



chologisch orientierte Untersuchungen, als deren bekanntestes Resultat die »Studien zum autoritären Charakter« (Adorno et al. 1950) zu notieren sind.

Daß die Kritische Theorie auf der Grundlage ihrer Psychoanalysezepktion zu einem Vorreiter einer empirischen Sozialpsychologie wurde, ist heute ebenso in Vergessenheit geraten wie die dabei angewandte Methodologie. Diese war keineswegs einheitlich, sondern entwickelte sich schon angesichts der noch unausgebildeten Standards empirischer Forschung äußerst facettenreich. So bestehen nicht nur Berührungspunkte zu dem, was heute in Lehrbüchern als angebliche Quintessenz der »qualitativen« (vgl. z. B. Jüttemann 1985, Heinze 1987) und »psychoanalytischen Sozialforschung« (Leithäuser/Volmerg 1988) bezeichnet wird. Sofern es sich von den Untersuchungen über »Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches« bis hin zu den »Studien zum autoritären Charakter« um quantitative Massenbeobachtungen handelt, gehorchen sie vielmehr auch der Logik der konventionellen Sozialforschung mit ihrem in den gängigen Lehrbüchern immer wieder zitierten Dreischritt von »Begriffsbildung«, »Operationalisierung« und »Messung« (vgl. Bonß/Hartmann 1985, 18 ff.). Diese doppelte Lesbarkeit macht zugleich deutlich, daß sich die Freudsche Theorie innerhalb der empirischen Analyse unter zwei Perspektiven wahrnehmen läßt, die auf den ersten Blick konträr zu sein scheinen:

- Begreift man sie, wie in den zwanziger Jahren üblich und insbesondere bei Fromm zu beobachten, nach dem Vorbild der Naturwissenschaften, dann liegt es nahe, den Sinn der empirischen Forschung nach dem Modell des »Hypothesentestens« als eine »beweisorientierte« Strategie zu denken. In diesem Fall spielt die Psychoanalyse weniger als Methode denn als Theorie eine Rolle: Sie gibt die erklärenden Hypothesen beispielsweise über bestimmte Charakterstrukturen vor, die es in der empirischen Forschung zu überprüfen gilt. Entsprechend dem Dreischritt von »Begriffsbildung«, »Operationalisierung« und »Messung« werden die theoretisch behauptete

ten Dispositionen in diesem Zusammenhang zunächst in bestimmte »Indikatoren« bzw. »Merkmale« übersetzt, deren Verteilung anschließend im Rahmen von quantitativen Massenuntersuchungen subjekt- und situationsunabhängig mit statistischem Repräsentativitätsanspruch analysiert wird.

- Anders sieht es hingegen aus, wenn die Psychoanalyse, entsprechend ihren therapeutischen Ursprüngen, als ein diskursiv-aufklärendes Verfahren wahrgenommen wird: In diesem vor allem von Habermas beschriebenen, aber auch von Adorno favorisierten Fall hat sie nicht nur (oder weniger) den Status einer zu überprüfenden materialen Theorie, sondern gelangt auch (oder sogar ausschließlich) als Methode zur Anwendung. Psychoanalyse als Sozialforschung ist dabei keine »beweisorientierte«, sondern eine explorative Strategie, bei der es nicht um »Merkmalsuntersuchungen« in hypothetisch-deduktiver Einstellung geht, sondern um eine subjekt- und situationsbezogene Dechiffrierung von Einzelfällen nach dem Modell des szenischen Verstehens, also um das, was heute zumeist als »hermeneutisches Tiefeninterview« bezeichnet wird.

In der Geschichte der Untersuchungen des Frankfurter Instituts war zunächst, wie nicht anders zu erwarten, die erste Lesart dominierend. Denn vor dem Hintergrund der von den Freudmarxisten propagierten und von Fromm übernommenen Gleichsetzung von Psychoanalyse und Marxismus konnten die hermeneutischen Strategien in ihrer methodischen Bedeutung kaum angemessen diskutiert werden. Sofern die Psychoanalyse als materialistische Naturwissenschaft von der Seele begriffen wurde, orientierte man sich in methodischer Hinsicht auch an genau diesem Vorbild; die dem hypothetisch-deduktiven Modell nicht gehorchenden Strategien galten hingegen offiziell als »idealistisch« und fielen letztlich unter das Verdikt der »geisteswissenschaftlichen Verfahren«. Auf der anderen Seite zeigt aber bereits die erste Erhebung über »Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches«, daß diese Position keineswegs dogmatisch gehandhabt wurde (vgl. Bonß 1980, 31 ff.). Konzipiert als



schriftliche Befragung mit statistischem Repräsentativitätsanspruch trug die Studie zwar durchaus »beweisorientierte«, »hypothestestende« Züge. Aber diese wurden in der Außerdarstellung weit mehr als in der internen Arbeit betont und standen keineswegs im Zentrum.

Letzteres zeigen sowohl die methodologischen Vorüberlegungen als auch die Auswertungsstrategien. So bewegten sich die Diskussionen über das Für und Wider einer schriftlichen Befragung auf einem für die damalige Zeit erstaunlich hohen Niveau, wobei zum Teil bereits Argumente entwickelt wurden, die Parallelen zur neueren Kritik der Einstellungsforschung aufweisen. Fromm selber hätte am liebsten mündliche Interviews gemacht. Denn aus seiner analytischen Praxis war ihm klar, daß nur auf diesem Wege ein umfassendes Bild der jeweiligen Persönlichkeit gezeichnet werden konnte. Sofern er jedoch zugleich auf die Idee einer statistischen Repräsentativerhebung fixiert war, ließ sich diese Idee schon aus Kostengründen nicht realisieren. Als Kompromiß sprach man sich jedoch für einen grundsätzlich »offenen« Fragebogen aus, bei dem jenseits quantitativ eindeutig abgrenzbarer Merkmale wie Alter oder Arbeitszeit möglichst wenig mit standardisierten Antwortvorgaben gearbeitet wurde. Mit der offenen Fragestellung sollten in diesem Zusammenhang umfassendere Stellungnahmen provoziert werden, und über projektive Fragen hoffte man, an potentielle bzw. verdeckte Wirklichkeiten heranzukommen, die nur spurensichernd erschlossen werden konnten.

Der bewußte Einsatz derartiger nicht-standardisierter Fragen machte allerdings ein relativ kompliziertes Auswertungsverfahren notwendig. Denn die individuellen Antworten divergierten zum Teil erheblich. Auf die Frage nach den »größten Persönlichkeiten in der Geschichte« wurden beispielsweise 160 Namen höchst unterschiedlicher Provenienz genannt, die verglichen und klassifiziert werden mußten, da ansonsten eine weiterführende quantitative Auswertung nicht möglich gewesen wäre. Für diese Klassifikationen nahmen sich Fromm und seine Mitarbeiter auch vergleichsweise viel Zeit. Denn je größer die Bandbreite bzw. je weniger standardisiert die Antworten, desto eher konnte man sie als Aus-

druck einer psychologisch höchst bedeutsamen individuellen Entscheidung ansehen und in derselben Weise analysieren, wie der Psychoanalytiker den Assoziationen seines Patienten zuhört. Hierbei spielten vor allem »die individuellen Ausdrucksnuancen eine wesentliche Rolle, die bei einer Aufschlüsselung nach den manifesten Inhalten unbeachtet bleiben« (Fromm 1937, 64). Anhand der Auswahl und Einbettung bestimmter Wörter bzw. Wortkombinationen, so die Unterstellung, ließen sich die latenten Gehalte der manifesten Aussagen dechiffrieren und das Verhältnis zwischen bewußter und unbewußter Realität aufdecken. Eben diese Strategie galt es bei den Klassifikationen auszunutzen, um jene tiefergehende Wirklichkeit in den Vordergrund zu rücken, die hinter den individuellen Darstellungen stand und sie bedingte.

Zwar ließ sich dieses Konzept, das eher eine komplette Auswertungsstrategie als eine Klassifikationsanleitung beinhaltete, in der Praxis kaum in der notwendigen Breite umsetzen (vgl. Bonß 1980, 35 ff.). Aber ungeachtet dessen zeigt sich, daß auch Fromm, obwohl auf der Ebene der Wahrnehmung der Freudschen Theorie als Wissenschaft einem »beweisorientierten« Verständnis empirischer Forschung durchaus verpflichtet, diesem Modell in der konkreten Forschung keineswegs bruchlos folgte. Darüber hinaus wird deutlich, daß quantitative Massenuntersuchungen und hermeneutische Interpretation von Einzelfällen keineswegs in Widerspruch zueinander stehen müssen. Denn ein entsprechendes Design vorausgesetzt, lassen sich die jeweiligen Fragebögen wie ein Einzelfall lesen, bei dem die verschiedenen Äußerungen in einem wechselseitigen Verweisungszusammenhang stehen, aus dem sich idealiter eine vollständige Struktur des Falls rekonstruieren läßt. Allerdings ist einschränkend festzuhalten, daß diese Strategie in den ersten Untersuchungen einschließlich der »Studien über Autorität und Familie« nie realisiert werden konnte. Dies um so weniger, als unter den Bedingungen der Emigration und unter dem Eindruck der Standards der amerikanischen Sozialforschung die hypothestestende Orientierung im Institut zeitweise stärker an Bedeutung gewann.



Weiter als Fromm kamen erst Adorno et al. mit ihren »Studien zum autoritären Charakter«. Zwar ist auch diese Untersuchung eine »Mischform« zwischen hermeneutischer und statistischer Analyse, doch wurde, ausgehend von der gesellschaftstheoretischen Verortung der Psychoanalyse, von vornherein auf umfassende Repräsentativerhebungen mit zufällig ausgewählten Populationen verzichtet. Statt dessen verlegte man sich auf »intensive klinische Untersuchungen« (Adorno et al. 1950, 16) an verschiedenen, als exemplarisch begriffenen Gruppen bzw. Einzelpersonen. Hierbei wurde die Freudsche Theorie nicht als ein exakt definierter Bezugsrahmen mit klaren Operationalisierungen verwendet. Die Thesen zur Charakterstruktur und ihren Schichten hatten eher den Status von dem, was Norman Denzin (1970) als »sensitizing concepts« bezeichnet hat. Sie galten als unvollständige, problemorientierte Interpretationsangebote, deren konkrete empirische Bedeutung sich erst aus den mit der Methode der freien Assoziation bearbeiteten Antworten der Individuen ergab (vgl. Adorno 1969, 726). Vor diesem Hintergrund begann man mit der Formulierung theoriegeleiteter Einzelstatements zu antisemitischen und autoritären Einstellungen, die weitergehend zu überprüfungsfähigen Skalen, wie der berühmten Faschismus-Skala, verdichtet wurden.

Die in der Rezeption der Studien später in den Vordergrund geschobene Skalenkonstruktion war freilich zumindest für Adorno eine eher nachrangige und nicht unbedingt erkenntniserweiternde Angelegenheit. Er selbst orientierte sich in seiner Arbeit auch stärker an den parallel geführten Tiefeninterviews und entwickelte allgemeine Argumente anhand von Einzelaussagen, die er auf der Grundlage interpretativer Klassifikationen zu Momentaufnahmen »typischer« Einstellungen verdichtete. Die starke Orientierung an paradigmabildenden Beispielfällen, die als eine vollständige Struktur präsentiert werden, zeigt sich auch an der einleitenden und immer wieder aufgegriffenen Analyse von »Mac« und »Larry«, zwei College-Studenten, von denen der eine extrem autoritär, der andere hingegen weitgehend antiautoritär war. Am Beispiel der Fallanalyse dieser beiden Männer wurde in Form qualitativer Bezugspunkte gleichsam das »Selekt-

tivitätsraster« für alle weiteren Wahrnehmungen entwickelt, die dann im Fortgang »durch Quantifizierung erhärtet« wurden, um so zu zeigen, inwiefern »Wertvorstellungen von Gruppen Denkmuster bilden, von denen einige verbreiteter sind als andere« (Adorno et al. 1950, 4).

Im Fortgang der Diskussion ist diese Verknüpfung von hermeneutischer Einzelfallinterpretation und beweisorientierter Quantifizierung allerdings weder aufgegriffen noch weiterentwickelt worden. Statt dessen beschränkten sich die methodologischen Debatten hauptsächlich auf Probleme der Skalenkonstruktion, obwohl dieser Teil nur einen Schritt unter anderen bezeichnete und keineswegs mit jenen Exaktheitsansprüchen vorgetragen wurde wie sie von manchen Kritikern aus der Perspektive der konventionellen Forschung eingeklagt wurden. Auf der anderen Seite war aber auch Adorno weder in der Lage noch daran interessiert, die in den »Studien zum autoritären Charakter« angedeutete methodische Orientierung in eine Systematik psychoanalytischer Sozialforschung zu transformieren. An dieser Stelle helfen auch die Habermasschen Reformulierungen nur begrenzt weiter. Sicherlich läßt sich mit Habermas die Logik des psychoanalytischen Fallverstehens weit präziser beschreiben als mit Adorno, und es wird auch deutlich, daß dieses »Verstehen« mit wissenschaftlichen »Erklärungen« durchaus kompatibel ist. Aber einmal abgesehen davon, daß Habermas im Unterschied zu Fromm und Adorno seine Überlegungen nie selber empirisch umgesetzt hat, klären seine Argumentationen eher die Methodologie als die Methodik einer psychoanalytischen Sozialforschung. Psychoanalyse als Sozialwissenschaft bleibt so gesehen auch nach wie vor ein offenes Thema, das es gerade unter methodischen Gesichtspunkten weiter zu diskutieren gilt.



ADORNO, Th. W. (1927): Der Begriff des Unbewußten in der transzendentalen Seelenlehre. In: ders., Schriften, Bd. 1, S. 79 ff. Frankfurt 1972.

ADORNO, Th. W. (1931): Die Aktualität der Philosophie. In: ders., Gesammelte Schriften 1, S. 325 ff. Frankfurt 1973.

ADORNO, Th. W. (1944): Minima Moralia: Reflexionen aus einem beschädigten Leben. Frankfurt 1969.

ADORNO, Th. W. (1946): Die revidierte Psychoanalyse. In: Horkheimer, M./Adorno, Th. W. (Hrsg.), Sociologica II: Reden und Beiträge, S. 94 ff. Frankfurt 1962.

ADORNO, Th. W. (1968): Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika. In: ders.: Gesammelte Schriften 10.2, S. 702 ff. Frankfurt.

ADORNO, Th. W./FRENKEL-BRUNDSWICK, E./LEVINSON, D./SANFORD, R. N. (1950): The Authoritarian Personality. New York. (= Horkheimer, M./Flowerman, S. (Hrsg.): Studies in Prejudice, Bd. 3; Deutsche Kurzfassung: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt 1973).

BENJAMIN, J. (1982): Die Antinomien des patriarchalischen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse. In: Bonß, W./Honneth, A. (Hrsg.), Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie, S. 426 ff. Frankfurt 1982.

BERNFELD, S. (1926): Sozialismus und Psychoanalyse. In: Gente, H. P. (Hrsg.), Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol, Bd. 1, S. 9 ff. Frankfurt.

BLOCH, E. (1923): Geist der Utopie. Bearbeitete Neuauflage der 2. Fassung von 1923 (= Gesamtausgabe Bd. 3). Frankfurt.

BONSS, W. (1980): Kritische Theorie und empirische Sozialforschung. Anmerkungen zu einem Fallbeispiel. In: Fromm 1938, S. 7 ff.

BONSS, W./SCHINDLER, N. (1982): Kritische Theorie als interdisziplinärer Materialismus. In: Bonß, W./Honneth, A. (Hrsg.), Sozialforschung als Kritik, S. 31 ff. Frankfurt 1982.

BONSS, W. (1983): Empirie und Dechiffrierung von Wirklichkeit. Zur Methodologie bei Adorno. In: Friedeburg, L. v./Habermas, J. (Hrsg.): Adorno-Konferenz 1983, S. 201 ff. Frankfurt 1983.

BONSS, W./HARTMANN, H. (1985): konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse. In: dies. (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, S. 9 ff. Göttingen 1985.

DAHMER, H. (1973): Libido und Gesellschaft: Studien über Freud und die Freudsche Linke. Frankfurt 1973.

DENZIN, N. (1970): The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods. Chicago 1970.

FENICHEL, O. (1934): Über die Psychoanalyse als Kern einer zukünftigen dialektisch-materialistischen Psychologie. In: Gente, H. P. (Hrsg.), Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol, Bd. 1, S. 218 ff. Frankfurt.

FREUD, S. (1913): Totem und Tabu. Frankfurt 1956.

FREUD, S. (1923): Das Ich und das Es. In: ders., Gesammelte Werke, Bd. VIII, S. 235 ff., Frankfurt 1963.

FREUD, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. In: ders., Abriß der Psychoanalyse: Das Unbehagen in der Kultur, S. 62 ff. Frankfurt 1972.

FROMM, E. (1932 a): Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. ZfS 1, 28 ff.

FROMM, E. (1932 b): Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. ZfS 1, 253 ff.

FROMM, E. (1934): Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie. ZfS 3, 196 ff.

FROMM, E. (1935): Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. ZfS 4, S. 365 ff.

FROMM, E. (1937): Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung. Stuttgart 1980.

FROMM, E. (1941): Escape from Freedom. (Deutsch: Die Furcht vor der Freiheit), Zürich 1945.

GINZBURG, C. (1980): Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli. Freibeuter, Heft 3: 5 ff., Heft 4: 11 ff.

HABERMAS, J. (1963): Eine psychoanalytische Konstruktion des Fortschritts. In: ders., Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze, S. 112 ff. Frankfurt 1973.

HABERMAS, J. (1968 a): Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort. Frankfurt 1973.